

Henning Klüver

Stereotype und Perzeptionen

Impressionen eines deutschen Journalisten in Italien

1. Ein Wort zuviel

Die italienischen Zeitungen berichteten im Oktober 2007 über einen deutschen Richter aus Bückeburg bei Hannover, der einen italienischen Staatsbürger zu einer Gefängnisstrafe von sechs Jahren verurteilt hatte. Der Angeklagte, ein 29-jähriger Kellner, war schuldig befunden worden, aus Eifersucht seine frühere Verlobte entführt, drei Wochen lang gefangen gehalten und dabei fortwährend geschlagen, gefoltert und sexuell missbraucht zu haben. Der Richter verhängte jedoch nicht die Höchststrafe, sondern ließ mildernde Umstände gelten, weil es sich bei dem Angeklagten um einen Sarden handelte, dessen „kulturelle und ethnische Prägung“¹ man zu berücksichtigen habe. Das Frauenbild, so der Richter, das in der sardischen Heimat des Angeklagten herrsche, könne nicht als Entschuldigung für die Tat gelten, müsse aber als mildernder Umstand herangezogen werden.

Das Urteil, das bereits 2006 gefällt worden war, wurde südlich des Brenner erst ein Jahr später bekannt, als der Verurteilte um seine Verlegung in ein italienisches Gefängnis bat, um dort den Rest der Strafe abzusitzen. Die Reaktion der italienischen Öffentlichkeit auf die Urteilsbegründung reichte von der Empörung angesichts des „blanken Rassismus“ bis zum Hinweis, dass die sardische Gesellschaft historisch vom Matriarchat geprägt sei². Ein Staatssekretär (Luigi Manconi) erregte sich über den „differenzierten Rassismus“ der deutschen Justiz. Ein Schriftsteller (Marcello Fois) erkannte gar „puren Wahnsinn“. Das sei so, als ob ein sardisches Gericht einen deutschen Antisemiten milder behandeln würde, weil er ja in Deutschland aufgewachsen sei. Bei der deutschen Botschaft in Rom standen mehrere Tage lang die Telefone nicht still. Und in vielen Internet-Blogs konnte man eine allgemeine Stimmung spüren, die hier und da knapp zusammengefasst wurde:

¹ La Repubblica vom 11.10.2007.

² Eine Zusammenfassung der verschiedenen Stimmen in: Sardegna Oggi, 11.10.2007 (www.sardegna.oggi.it).

„Was kann man sich schon von einem deutschen Richter erwarten.“ Stereotype treten oft spiegelbildlich auf³. In diesem Fall nahm die deutsche Öffentlichkeit – von wenigen Ausnahmen abgesehen – den Vorgang aber überhaupt nicht zur Kenntnis. Wollen wir vielleicht gar nicht so viel voneinander wissen, wie wir immer vorgeben?

2. Auf der Einbahnstraße

Viele Deutsche interessieren sich für Italien, aber nur wenige Italiener für Deutschland. Dieses Gefälle dürfte historische Wurzeln haben (eine Bildungsreise nach Rostock war sicherlich weniger ergiebig als eine Fahrt nach Syrakus, und Berlin ist nicht die Wiege des Abendlands), und es lässt sich heute noch (fast) genauso beobachten wie zu Zeiten der Romantik. Angesichts der Einseitigkeit der deutsch-italienischen Beziehungen auf vielen Gebieten fühlt man sich unweigerlich an eine Einbahnstraße erinnert. Das gilt zum Beispiel für die Literatur, auch wenn in den vergangenen Jahren jenseits der Alpen zaghaftes Interesse an deutschsprachigen Autoren wie Julia Franck, Daniel Kehlmann oder Ingo Schulze erwacht ist. Das gilt ebenfalls für die Mode und Küche, aber auch für politische Fragen oder gesellschaftliche Entwicklungen⁴. Während man vom Norden aus kritisch auf den Populismus eines Berlusconi blickt, hält sich das Interesse der italienischen Öffentlichkeit an der politischen Situation in der Bundesrepublik in vergleichsweise engen Grenzen. Kürzlich spielte in der Wahlrechtsdebatte das „deutsche Modell“ eine Rolle, das aber in den Medien meist irreführend als reines Verhältniswahlrecht dargestellt wurde. Wissen über Deutschland ist oft nur Halbwissen.

³ Vgl. Roberto Giardina, *Anleitung, die Deutschen zu lieben*, Berlin 1996; Peter Kammerer/Ekkehart Krippendorff, *Reisebuch Italien. Über das Lesen von Landschaften und Städten*, Berlin 1990; Henning Klüver, *Gebrauchsanweisung Italien*, München 2008; Franca Magnani, *Mein Italien*, Köln 1997; Jens Petersen, *Italienbilder, Deutschlandbilder. Gesammelte Aufsätze*, Köln 1999; Dietmar Polaczek, *Geliebtes Chaos Italien*, München/Berlin 1998; Vanna Vannuccini/Francesca Predazzi, *Piccolo viaggio nell'anima tedesca*, Mailand 2004.

⁴ Vor der Implosion des italienischen Parteiensystems Anfang der neunziger Jahre lagen die Verhältnisse etwas anders, wie die Beziehungen zwischen der Union und der *Democrazia Cristiana* sowie zwischen der SPD und dem *Partito Comunista Italiano* belegen. Die Kommunistische Partei Italiens hat noch vor nicht allzu langer Zeit eine starke Faszination auf die Linke in Deutschland ausgeübt. Auch die Beziehungen zwischen der SPD und dem *Partito Socialista Italiano* waren nicht ohne Bedeutung, wie die aktuellen Forschungen von Francesca Traldi am *Istituto Storico italo-germanico* in Trient belegen.

Roberto Giardina, früherer Deutschlandkorrespondent verschiedener italienischer Tageszeitungen wie „La Nazione“ hat einmal gesagt: „Was man über Deutschland schreibt, interessiert in Italien niemanden, auch die Kollegen und den Chefredakteur nicht.“⁵ Und Antonella Romeo bemerkte in ihrem schönen Buch „Deutsche Vita“ über ihre Landsleute: „Die Italiener verbinden Deutschland mit Krieg und mit Arbeit“⁶, also mit der Vergangenheit, mit der Erfahrung der deutschen Besatzung Italiens und der Arbeitsmigration der fünfziger und sechziger Jahre.

Dass man sich Italien so wenig oder nur partiell für Deutschland interessiert, hat auch kulturelle Gründe. Der französische Einfluss ist heute noch in einem Land dominierend, in dem Napoleon als Befreier begrüßt wurde. Die Verwaltung des jungen italienischen Einheitsstaats wurde nach französischem Modell aufgebaut. Und nach wie vor stellt das Französische für die bürgerliche Führungsschicht die eigentliche Bildungssprache dar. Bis vor kurzem konnte man Paris als die intellektuelle Hauptstadt Italiens bezeichnen, in der italienische Schriftsteller, Filmregisseure, Künstler und Publizisten, die etwas auf sich hielten, eine Zweitwohnung besaßen. Heute hat sich freilich bereits einiges verändert, und dieser Prozess schreitet – wenn auch langsam – weiter fort. Die junge Generation lernt Englisch, blickt neugierig nach New York und fühlt sich außerdem von verwandten kulturellen Modellen wie dem spanischen angezogen.

Deutschland und Italien sind vor allem durch eine Sprachbarriere getrennt. Weiter mag auch ein historisch-politischer Reflex auf die schlechten Erfahrungen mit den verschiedenen Bündnissen mitspielen, wenn deutsche Kulturdebatten im Süden kaum verfolgt werden. Es gibt nur wenig Wissen über die Literaturszene, über den Film, die aktuelle Musik, etwas mehr schon über die Kunst. Wenn aber bereits die Eliten nur punktuell Interesse für Deutschland aufbringen, kann man es von der breiten Öffentlichkeit schon gar nicht erwarten. Bei der Gala des „Bambi“, des populärsten Medienpreises Deutschlands, trat im vergangenen Jahr mit Eros Ramazzotti natürlich ein italienischer Pop-Star auf. Noch nie ist ein Deutscher als Gast etwa zur der Gala des „David di Donatello“, des italienischen Filmpreises, gesehen worden.

Es fällt einem nicht sonderlich informierten Italiener schwer, zwischen den vielen „Deutschen“ zu unterscheiden. Hitler ist für

⁵ Robert Giardina, Papierkrieger mit Scheuklappen, in: Zeitschrift für Kulturaustausch 50 (2000) H. 2, S. 52f., hier S. 53.

⁶ Antonella Romeo, La deutsche Vita, Hamburg 2004, S. 44.

ihn ein Deutscher, Beethoven aber ein Österreicher. Dann sind da noch die deutschsprachigen Schweizer, früher gab es die Bürger der DDR. Und irgendwie sind auch die „Deutschen“ im eigenen Lande, die Südtiroler, den Italienern nicht ganz geheuer. Umgekehrt stößt man in Deutschland oft auf Erstaunen, wenn sich nicht alle Italiener als so temperamentvoll und redselig erweisen wie die Neapolitaner. Unbekannt ist den meisten, dass Sardisch eine eigene Sprache ist (genauer gesagt, gibt es sogar drei verschiedene Sprachen auf Sardinien) und dass eine Grazia Deledda 1926 den Literaturnobelpreis erhalten hat. Und wer sich in Wirtschaftsbeziehungen nicht auskennt, nimmt verwundert zur Kenntnis, dass eine Region wie die Lombardei pro Kopf produktiver und reicher ist als jedes deutsche Bundesland. Kurz: Die Deutschen können nicht verstehen, dass das chaotische Italien ökonomisch eine Macht ist und an einem G8-Gipfel teilnehmen darf. Und die Italiener können nicht verstehen, dass auch das geordnete Deutschland Wein, Weib und Gesang im eigenen Land hat, wie mein Freund Stefan sagt. Apropos Wein: In Italien ist es kaum möglich, deutschen Wein zu kaufen, in Deutschland biegen sich dagegen die Regale unter der Last der Flaschen aus Italien. Daher muss man die These, man würde den Nachbarn nördlich der Alpen kaum beachten, zumindest relativieren: es gibt eine Gruppe von Italienern, die sich für Deutschland interessiert als – Absatzmarkt!

Wenn man Roberto Saviano, dem Autor eines Buches über die Camorra, glauben mag, dann gibt es seit dem Fall der Mauer sogar beunruhigende Aktivitäten von italienischen Mafiagruppen in Ostdeutschland⁷. Diese Aussage und ein Mordanschlag der kalabresischen Mafia in Duisburg hatten aber in der deutschen Öffentlichkeit im August 2007 nur ganz kurz Ängste aufflackern lassen, dass das eigene Land nun vom organisierten Verbrechen italienischer Prägung unterwandert werden könnte. Kurz darauf ging man wieder zur Tagesordnung über. Dass Italien und Mafia in einem Atemzug zu nennen seien, ist in Deutschland sowieso ein verbreitetes Stereotyp.

⁷ Vgl. das Interview in der Süddeutschen Zeitung vom 20.8.2007, und Roberto Saviano, Gomorra. Reise ins Reich der Camorra, München 2007.

3. Dauerhafter als ein Diamant?

Sich über Stereotype zu äußern, ist gefährlich. Schnell wiederholt man Bekanntes, vereinfacht, generalisiert. Ein Volk von Individualisten könne man nicht auf einen Nenner bringen, heißt es bei Antonella Romeo. Aber das gilt natürlich entsprechend auch für Deutsche. Und daher gibt es den sandalenträgenden italienischen Touristen in Heidelberg ebenso wie den chaotischen deutschen Universitätsprofessor in Urbino.

Als Deutscher reagiert man in Italien immer etwas unsicher, wenn man mit der Geschichte des antifaschistischen Widerstands konfrontiert wird (der als bewaffneter Kampf eigentlich erst durch die deutsche Besetzung des Landes ausgelöst wurde) und dann vom nächsten Gesprächspartner mit Lobeshymnen über das deutsche Militär überhäuft wird. Und man fällt selbst leicht auf die Gemeinplätze zurück, die man vorgibt zu kritisieren. Deutsche und Italiener würden sich seit zweitausend Jahren so gut kennen, so Luigi Vittorio Graf Ferraris, dass sie sich zuweilen „gegenseitig verkennen“⁸. Die „battuta“, das Bonmot, lebt, zumal wenn es aus dem Zusammenhang gerissen wird, in gefährlicher Nähe zum Stereotyp. Je näher wir uns kommen, desto stärker verkennen wir uns?

Umgekehrt wird ein Schuh daraus: „Je stärker wir uns trennen, desto besser verstehen wir uns.“ Das war die Losung der Südtiroler Kulturpolitik in den siebziger und achtziger Jahren für den Umgang mit der italienischen Minderheit in der Provinz Bozen. Das war eine Politik, die sich von einem stereotypischen Menschenbild leiten ließ, das bereits in Mayers Konversationslexikon von 1846 formuliert wurde: „Der Deutsche und der Italiener divergieren in ihrem Charakter so sehr, dass beide gleichsam die Pole der west-europäischen Menschheit bilden.“

Aber half nicht gerade in Südtirol diese zum größten Teil diffus geprägte Ablehnung alles Italienischen, die mit der Angst vor der Assimilierung in Sprache und Kultur begründet wurde, die Identität der deutschsprachigen Bevölkerung friedlich zu bewahren? Das Beispiel Südtirol ist auch deshalb interessant, weil es die deutsch-italienischen Wahrnehmungen umdreht. Während man gewöhnlich von Italien aus durchaus skeptisch auf das wirtschaftlich (und früher militärisch) mächtige Deutschland schaut, blickt man von Bozen aus immer noch skeptisch auf das starke Rom. Während man sich von Deutschland aus begeistert bis naiv der italienischer Kultur

⁸ Luigi Vittorio Graf Ferraris, Wenn schon, denn schon – aber ohne Hysterie. An meine deutschen Freunde, München 1988, S. 141.

zuwendet, wendet man sich in breiten Kreisen Südtirols von ihr ab. Und während sich die deutschsprachige Öffentlichkeit kaum für Südtirol interessiert, sucht Südtirol nach deutschen Vorbildern. Die Südtiroler Volkspartei hat sich nicht umsonst an der bayrischen CSU orientiert.

Seitdem die Südtirolfrage national durch das Autonomiestatut und international durch den Prozess der europäischen Einigung weitgehend geklärt scheint, hat der politische Zündstoff, der sich aus groben Verallgemeinerungen und verzerrten Sehweisen ergeben und zu ernststen Spannungen zwischen Teilen beider Sprachgruppen geführt hatte, viel von seiner Brisanz verloren. Wer jedoch zwischen Salurn und Brenner reist, wird in Privatgesprächen immer wieder alte Vorurteile zu hören bekommen. Auf beiden Seiten – und gerade bei Jugendlichen mit einfacher Schulbildung, welche die Stereotype scheinbar bruchlos übernehmen.

4. Erfahrung versus Vorschrift

Nichts ist befriedigender, als Vorurteile bestätigt zu finden. In Italien trifft man besonders in der Verwaltung auf eine gewisse Nachlässigkeit. Wenn zum Beispiel ein Verkehrsschild mit dem Hinweis auf die nächste Ortschaft in die falsche Richtung zeigt (weil es falsch aufgestellt oder verdreht wurde), wird das nicht sofort korrigiert und in der Regel noch nicht einmal angezeigt. Der italienische Bürger fährt sowieso den Weg, den er für richtig hält (was nicht selten ein Umweg ist). Und wenn er einmal falsch gefahren ist, wird er das beim nächsten Mal nicht mehr tun. Die eigene Erfahrung zählt südlich der Alpen deutlich mehr als die Vorschrift. Und für die Verwaltung gilt: eher stellt man ein neues Schild auf, als dass man das alte abbaut. Der Bürger ist zufrieden, begrüßt das neue Schild wie eine Bestätigung seiner Erfahrung und nickt dem alten lächelnd zu, das doch ein Zeuge seiner Überlegenheit ist.

Fremdlinge, zumal wenn sie aus dem nördlichen Ausland kommen, können solche Zustände in heilloser Verwirrung stürzen. Sie haben in der Regel gelernt, einer Vorschrift mehr zu trauen als ihrer eigenen Erfahrung. Warum in aller Welt sind die Italiener nicht in der Lage, ihre Verkehrsschilder richtig aufzustellen? Der Ortskundige braucht kein Verkehrsschild. Der Fremde, der sich nicht auskennt, muss ihnen vertrauen. Natürlich denken diese individualistischen Italiener nur an sich und nicht an den Fremden. Typisch! Der Schweizer Schriftsteller Dieter Bachmann hat mit dem deutschen Soziologen Peter Kammerer, der in Urbino wohnt,

ein Interview geführt und von der Hinfahrt berichtet: „Ich war verspätet. Auf dem Herweg war ich einem Schild nach Urbino gefolgt, das, wie ich eigentlich wusste, in die falsche Richtung wies. Ich war ihm gefolgt, weil es da war und weil wir es gewohnt sind, einem Straßenschild zu vertrauen.“⁹ Typisch! Weiter heißt es in diesem Interview:

„B.: Da musst du mir nun mal erklären, warum auch die kleinsten Dinge, die einfachsten, ich sage mal: Abfalltrennung. Dieser winzig kleine Schritt von einem verspäteten Zug zu einem fahrplanmäßigen Zug, von einer in den Müll geworfenen Batterie zu einer entsorgten Batterie – warum ums Verrecken nicht? Ich versteh's nicht.“

K.: Kann man auch nicht verstehen. Der schönste Ort von Neapel, von dem man einen herrlichen Blick auf den Golf hat, auf Capo Miseno, ist ein Ort, wo nur Damenbinden, Präservative, Plastikflaschen, Widerlichkeiten aller Art liegen. Ich frage mich: was hat diese Menschen bewogen, ausgerechnet am schönsten Ort diesen Schmutz zu hinterlassen? Was? Ich habe keine eindeutige Antwort. Ich habe bei Goethe nachgelesen, der beschreibt, wie vernünftig die Neapolitaner mit dem Abfall umgehen. Er sagt, die Erde ist so fruchtbar, dass sie den Abfall nur von einem Ort wegstragen und woanders hintun, und schon sprießt dort der schönste Garten. Dass es einen Abfall gibt, der nicht fruchtbar ist, wenn du diese Neuigkeit der Moderne nicht in deinem bäuerlichen Kopf hast ...

B.: Eine liebevolle Erklärung. Ich glaube, dass es für den Italiener, die Verallgemeinerung ist mir bewusst, den Anderen nicht gibt. Und zwar im praktischen und im philosophischen Sinn. Der Italiener ist sich selbst genug, wie es das bei Ibsen von den Trollen heißt, „Troll!, sei dir selbst genug!“ Wenn ich drei Parkplätze vorfinde, stelle ich mein Auto über drei Parkplätze, wenn mich ein Müllsack ärgert, schmeiße ich ihn aus dem Auto, wenn ich auf der Autobahn fahre, überhole ich rechts, wenn ich in einem Laden bin und es warten schon drei Leute, schreie ich über die wartenden drei meine Wünsche hinüber, wenn ich in die Bar komme, brülle ich vom Eingang her meinen Sonderwunsch. Meine Verblüffung: es funktioniert sogar. Es entsteht dann dieses Chaos, wo jeder einmal drangekommen sein wird.“

Wer nicht im Land des anderen lebt, lernt vor allem dessen Produkte und Kulturgüter kennen. Die Italiener schwärmen von deutschen Kühlschränken, Waschmaschinen und Staubsaugern (und

⁹ Dieter Bachmann, Die Vorzüge der Halbinsel. Auf der Suche nach Italien. Ein erzählerischer Essay, Hamburg 2008; zitiert wurde nach dem Manuskript.

verkennen, dass diese wie ihre eigenen Geräte im Fernen Osten zumindest vorgefertigt werden). Die Deutschen lieben die Mode, das Design und vor allem die Küche der Italiener. Und ihre Oper. Aber keine Frage, auch hier gilt: italienische Produkte sind in der Wahrnehmung in Deutschland präsenter als deutsche in Italien. Deshalb hat der Fall der Mauer jedenfalls in der Wechselwirkung der Stereotype, die in der Regel auf langen historischen Wellen beruhen, kaum Veränderungen bewirkt. Die Ostdeutschen haben den Gardasee und die Adria-Küste entdeckt (nachdem die Westdeutschen zu anderen Stränden weitergewandert waren) und so das erste Reiseerlebnis der gelernten Bundesbürger verspätet nachgeholt. Und die Italiener reisen – von den Klassikern Berlin und München abgesehen – so wenig (oder so viel) in den deutschen Osten wie in den deutschen Westen. Das Deutschlandbild hat sich in breiten Kreisen Italiens seit der Wiedervereinigung nicht sonderlich gewandelt, zumal die Erzeugnisse und Warengruppen, die aus Deutschland nach Italien fließen, mehr oder weniger dieselben geblieben sind. Für die Italiener ist Deutschland nur größer geworden – nicht anders.

Das Italienbild der deutschen Öffentlichkeit wurde dagegen in den neunziger Jahren sichtlich positiver. Diese Entwicklung zeigt sich besonders in der Werbung, die wiederum kräftig mit Stereotypen arbeitet. Fertigprodukte für die schnelle Küche müssen italienisch klingen: In „Miracoli“ oder „Nescafé-Cappuccino“ ist zwar wenig Italien enthalten, aber viel italienisches *Feeling*. Die Lebensmittelabteilung eines großen Kaufhauses heißt „Perfetto“; beim Bäcker wird Ciabatta-Brot (aus deutschem Mehl) angeboten, statt mit Rabatt wird mancherorts mit „Rabatti“ gelockt, und dann ist alles „paletti“. Über die Produkte werden in Werbespots Italiener selbst zu Sympathieträgern, vom singenden Koch und Pizzabäcker bis zum auf die Trapattoni-Art Deutsch radebrechenden Nachbarn. Es gehört zu den vielen Einbahnstraßenbeziehungen zwischen Deutschland und Italien, dass es in Italien einen ähnlich stereotypen Umgang mit Deutschen nicht gibt.

Italiener, so kann man manchmal den Verdacht haben, sind uns Deutschen sympathisch, weil man sich ihnen insgeheim ein bisschen überlegen fühlen kann. Sie sind wie die Kinder, fröhlich, heiter, unbeschwert – und wenn es ernst wird, müssen wir (deutsche) Erwachsene es richten. Aber wehe, wenn die Kinder groß, gar Konkurrenten werden. Dann kann sogar so etwas wie ein Kulturkampf entbrennen. Zum Beispiel beim Volkskulturgut Fußball. Italienische Fußballkunst, Raumbeherrschung, Kurzpassspiel, das individuelle Dribbling zählen im Deutschen nicht viel, wo man viele

Tore, Kampf und Schnelligkeit bewundert. Geradezu mit Verachtung blickt man auf die Catenaccio-Mentalität des überlegten Spiels aus der Verteidigung und registriert gelangweilt die 1:0-Zufriedenheit der Italiener. Die Italiener empfinden wiederum die Kanter Sieg-Mentalität der Deutschen als anmaßend. Auch auf dem Spielfeld muss man den Gegner nicht überrollen, nicht demütigen. Es genügt, ihn spielerisch zu beherrschen. Und ein 0:0 kann ebenso befriedigen wie ein 3:3. Italiener denken sehr viel effizienter, als träumerisch veranlagte Deutsche glauben.

Der Firnis, der über den angeblich begrabenen Stereotypen liegt, ist dünn und brüchig, wie verschiedene Vorfälle aus den letzten Jahren – nicht zuletzt im Umfeld der Fußballweltmeisterschaft 2006, man denke nur an die unsägliche Kolumne von „Achim Achilles“ in „Spiegel-online“¹⁰ – wiederholt bewiesen haben. Nichtsdestotrotz verringert das Goethe-Institut Schritt für Schritt seine Präsenz in Italien (einzelne Institute sind zum Leidwesen ihrer Direktoren zur Unkenntlichkeit geschrumpft) mit der Begründung, dass es angeblich keine Probleme mehr im deutsch-italienischen Kulturaustausch gibt.

5. Urteil und Vorurteil

Ohne Vorurteile kann man nicht urteilen – man muss die Vorurteile nur laufend überprüfen, anpassen, verändern und manchmal sogar ganz revidieren. Das ist zugegebenermaßen ein Gemeinplatz. Doch deshalb sollte man Stereotype, statt sie wegzuarargumentieren (Jugendliche reisen vorurteilsfrei, Wissenschaftler tauschen sich auf allen Ebenen aus, der Wirtschaftsaustausch wächst), für eine fruchtbare Diskussion nutzen, wie das zum Beispiel Dieter Bachmann und Peter Kammerer in ihrem Gespräch versuchten. Stereotype schafft man nicht ab, indem man sie verdeckt, sondern indem man ihre giftigen Wurzeln ausreißt.

Wenn man einem Deutschen raten soll, was er lesen könnte, um seine Vorurteile gegenüber Italien und den Italienern zu überprüfen, kann man ihm vielleicht den von Klaus Wagenbach herausgegebenen Sammelband „Mein Italien, kreuz und quer“ mit Texten (mehr oder weniger) zeitgenössischer italienischer Autoren emp-

¹⁰ Vgl. Spiegel-online vom 27.6.2006: „Eingeölt und angeschmiert“. Nach heftigen Reaktionen aus Italien verschwand der Text, in dem der italienische Mann als parasitäres Mamakind beschrieben wurde, von der Homepage; http://www.politicagermania.net/wp-content/uploads/2006/06/druckversione_achilles_spezial.pdf

fehlen¹¹. Es spricht für die These von der nach wie vor bestehenden Einbahnstraße, dass es in Italien – Geisterfahrer ausgenommen – eine vergleichbare Sammlung („Mein Deutschland, kreuz und quer“) von Texten deutscher Autoren, herausgegeben von einem Italiener, nicht gibt.

¹¹ Klaus Wagenbach (Hrsg), Mein Italien, kreuz und quer, Berlin 2004.